

**Das Wort DUDEN ist für Nachschlagewerke  
des Bibliographischen Instituts  
als Warenzeichen eingetragen**

**Alle Rechte vorbehalten**  
**Nachdruck nur mit besonderer Genehmigung des Verlages**  
**© Bibliographisches Institut AG Mannheim 1970**  
**Gesamtherstellung: Zehnerische Buchdruckerei, Speyer**  
**Umschlagentwurf von Hans Hug, Stuttgart**  
**Printed in Germany**

## ZUM GELEIT

Der Gemeinderat der Stadt Mannheim hat am 16. Dezember 1969 beschlossen,

**JOHANNES ERBEN**

den Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim zu verleihen.

Professor Dr. Johannes Erben, Ordinarius für ältere deutsche Sprache und Literatur an der Universität in Innsbruck, gehört zu jenen Germanisten, die frühzeitig die neuhochdeutsche Sprache in den Bereich ihrer Forschung einbezogen haben.

Sein Bestreben richtet sich dabei vor allem auf die Erhellung der Anfänge des Neuhochdeutschen und auf die grammatische Beschreibung der Sprache der Gegenwart.

Aus seinem bisherigen Lebenswerk lassen vornehmlich sein Buch über die Syntax der Sprache Luthers und sein Abriß über die deutsche Grammatik die Weite dieses Bogens erkennen.

Johannes Erben ist würdig, Träger des Konrad-Duden-Preises zu sein, weil er mit seinen Arbeiten wesentlich zum Verständnis der neuhochdeutschen Sprache beigetragen hat.



Dr. jur. Hans Reschke  
Oberbürgermeister der Stadt Mannheim



## Hochgeehrte Versammlung!

Einer guten Gepflogenheit entsprechend, möchte ich meinen Dank für die Verleihung des Konrad-Duden-Preises mit einem kleinen fachlichen Beitrag verbinden – in der Hoffnung, daß es die verehrten Anwesenden weder als Blasphemie noch als unzeitgemäße Betrachtung ansehen, wenn ich einiges über Nutzen und Nachteil der *U n g e n a u i g k e i t* des heutigen Deutsch vorbringen werde. Eine gewisse Rechtfertigung mag sein, daß der Altmeister und Begründer unserer Wissenschaft Jakob Grimm, dem man gewiß nicht Mißachtung unseres geliebten Deutsch nachsagen kann, einmal in der Berliner Akademie der Wissenschaften „über das *P e d a n t i s c h e* in der deutschen Sprache<sup>1)</sup> gesprochen hat. Auf der anderen Seite hat die *N i c h t - E i n d e u t i g k e i t* gewisser sprachlicher Äußerungen, die also nicht genau und unmißverständlich, sondern mehrdeutig sind, das Interesse einer bestimmten Richtung der neueren Sprachwissenschaft erweckt. Sie dient ihr als bevorzugtes Mittel, um die Nichtentsprechung zwischen der sogen. Tiefen- und Oberflächenstruktur einer sprachlichen Zeichenkette zu erweisen und damit die Notwendigkeit einer „transformationellen“ Grammatik.<sup>2)</sup> Freilich besteht diese Mehrdeutigkeit meist nur auf dem Papier, als *„paper-ambiguity“*.<sup>3)</sup> Wenn also der arme Graf Bobby im Kochbuch liest: *„Man schneide drei Tage alte Semmeln“*, so kann er wirklich zu einem dreitägigen Fehlverhalten verleitet werden. Ich gebe zu, daß es für den Konstrukteur und Programmierer von Übersetzungsmaschinen eine wichtige Sonderaufgabe ist, solche *H o m o g r a p h e n*-Probleme zu lösen, also für die richtige automatische Erkennung der Wortklassen und syntaktischen Beziehungen eines geschriebenen oder gedruckten Textes zu sorgen, etwa das Possessivpronomen *sein* von der gleichgeschriebenen verbalen Grundform *sein* abzuheben oder hinweisendes *der* vom entsprechenden Relativpronomen, wobei die Maschine auch noch programmiert werden muß, die grammatisch mehrdeutige Form *der* als

1) Kleinere Schriften I, Berlin 1879, 328f.

2) Vgl. Noam Chomsky, Aspekte der Syntax-Theorie, Frankfurt/M.-Berlin 1969, 30.

3) Seymour Chatman, Rez. von W. Empson, Seven types of Ambiguity (1955), in: Word 12 (1956) 292; auch Johann Knobloch, Sprachwissenschaftliches Wörterbuch, Heidelberg 1961ff., 105f. und 108.

Nom.sing.mask. oder Gen./Dat.sing.fem. oder Gen.plur. zu identifizieren.<sup>4)</sup> Im wirklichen sprachlichen Leben hingegen bewahrt nicht nur der syntaktische Kontext und die Sprechsituation, sondern auch die Intonation, die Abstufung der Tonhöhe und Tonstärke sowie die Pausengliederung, eben die *S c h a l l s e i t e* der sprachlichen Signale, im allgemeinen vor Mißverständnissen des Hörers – etwa in einem Falle wie *Er ist ein selten nüchternen Mann* vor der Annahme, daß von einem „Säufer“ die Rede sei. Auch wird dem Hörer durch prosodische Morpheme eindeutig signalisiert, ob man mit dem *Ténor* oder dem *Tenòr* unzufrieden ist, daß *Man kann es übersetzen* das Hinüberführen in eine Fremdsprache und nicht den Transport, das *Ü b e r s e t z e n* ans andere Ufer meint und daß die Fügung *dreiviertelzöllige Nägel* nicht die Anzahl, sondern die Größe der Nägel anzeigt. Die gelegentliche „Homophonie“<sup>5)</sup> von gleichgesprochenen Wörtern verschiedener syntaktischer Klasse und Funktion wie z.B. in dem winterlichen Satz *viel Schnee fiel* kann beim Hörer kaum Mißverständnisse hervorrufen, obwohl ihm die unterschiedliche Schreibung mit *v* bzw. *f* nicht zu Hilfe kommt. Nur, wenn etwa ein Schauspieler bei einem Festessen den Ausspruch tut *Sein oder nicht sein, das ist hier die Frage*, bleibt es offen, ob er im Hinblick auf das üppige Mahl an Hamlets ähnlich verzweifelte Lage denkt oder ob er mit *sein oder nicht sein* boshafterweise auf den sehr alten Hausherrn zielt, der mit diesem Festessen die Geburt eines bzw. seines Sohnes feiert. Sehen wir von solchen unseriösen Sprachscherzen ab, so müssen wir zugeben, daß die deutsche Sprache offensichtlich dort, wo Unklarheiten der grammatischen Beziehungen bestehen, gewöhnlich auch eindeutige Ausdrucksvarianten bietet. Ich denke z.B. an unklare Genitivfügungen wie *die Liebe des Volkes*. Statt des nicht eindeutigen *genitivus objectivus* könnte durchaus die klare präpositionale Ersatzform *zum Volk* gewählt werden. Wäre dann Ungenauigkeit der Rede nur ein leicht vermeidbarer Formulierungsmangel einzelner Sprecher? Offensichtlich nicht oder nur z.T.; denn neben der *u n g e w o l l t e n*, nachteiligen Ungenauigkeit, die sich unter Umständen in Gesetzestexten verhängnisvoll auswirken kann, gibt es offensichtlich die *g e w o l l t e*, wie uns bereits das ambivalente Hamletzitat gezeigt hat. Sie ist für den Sprecher dann nützlich, wenn er sich nicht zu sehr festlegen kann oder will, weil er bestimmte Deutungsmöglichkeiten und damit bestimmte Reaktionen des Hörers nicht ausschließen möchte. Das gilt nicht nur für das antike Orakel, sondern auch für die oft salomonischen Formulierungen unserer heutigen Politiker und Diplomaten, die weniger Gedanken verbergen als Möglichkeiten offen oder Dinge unentschieden – drohend oder

4) Vgl. Hans Eggers, Elektronische Syntaxanalyse der deutschen Gegenwartssprache, Tübingen 1969 und Erhard Agricola, Syntaktische Mehrdeutigkeit (Polysyntaktizität) bei der Analyse des Deutschen und des Englischen, Berlin 1968.

5) Klaus Heger, Homographie, Homonymie und Polysemie, in: *ZfromPhil.* 79 (1963) 472.

lockend – in der Schwebe halten möchten, was natürlich auch für diplomatisches Sprachverhalten im privaten Leben gilt.<sup>6)</sup> Wir berühren hier ohne Zweifel einen ernsten Punkt menschlichen Zusammenlebens, das – noch mehr als in der antiken Polis – unter dem Zwang des Redens und des Miteinanderredemüssens verschiedener Interessengruppen steht. Wo man auf absolute Eindeutigkeit und Schärfe des Ausdrucks verzichtet, ist oft noch ein Gespräch und über die sprachliche Brücke vielleicht ein geistiges Zueinanderfinden der Kontrahenten möglich – oder, im Bereiche der Werbung, ein Gewinnen von Wählern und Käufern. Zuweilen werden, verschiedene Gruppen mit verschiedenen Interessen vom Redner mit so vagen Formulierungen hingehalten, daß sie dem Redner zustimmen und in ihm den Vertreter ihrer widersprechenden Interessen sehen.<sup>7)</sup> Seit der Antike wird, um ein letztes Beispiel gewollter Ungenauigkeit zu nennen, dem Publikum ein gewisses Maß an *obscuritas* auch von den Poeten zugemutet. Nüchterne Eindeutigkeit platter Information wäre unpoetisch und oft auch unklug. Die sprachliche „Verfremdung“ ist vorsichtiger und ästhetisch wirkungsvoller, sie traut dem Publikum . . . ein gewisses Maß an Mit-Arbeit am Werk des Künstlers zu.<sup>8)</sup> Besonders moderne Lyriker, die sprachspielerisch eine Art semantisch-diffuse „Sprachmagie“ treiben, wollen offenbar der Leserphantasie einen evozierenden Anreiz zur Mit-Produktion bieten, wobei schöpferisches Mißverstehen gewiß einkalkuliert ist. Der Verzicht auf genauere syntaktische Zuordnung stärkt offensichtlich die Aussagekraft der assoziativ gereihten Einzelwörter.<sup>9)</sup> Anders die Erzähler, die wie Th. Mann um genaue Schilderung bemüht sind, weniger geneigt, sich mit einem fröhlichen Ungefähr und mit einer halben Vollkommenheit zu begnügen.<sup>10)</sup> Doch gilt es oft – bei den Themen der modernen Literatur nicht verwunderlich – ‚von zarten und schwebenden Dingen . . . zart und schwebend zu reden‘,<sup>11)</sup> also auch das noch in Worte zu fassen, was andere mit den bescheideneren Mitteln ihrer Alltagssprache nicht mehr sprachlich zu bewältigen vermögen. Moderne Erzählkunst bietet darüberhinaus den Vorteil, das Erzählte auch dadurch ‚in ein objektiv-subjektives Zwielficht hüllen

- 
- 6) Zur ‚Sprache der Diplomatie im privaten und öffentlichen Leben‘ vgl. Hugo Steger, *Zwischen Sprache und Literatur*, Göttingen 1967, 27; über die ironisch vieldeutige ‚Distanzhaltung‘ des alten Goethe s. Hans Pyritz, *Goethes Verwandlungen*, in: *Euphorion* 45 (1950) 17. Im übrigen erinnere ich an den zweideutigen Reinigungs-eid Isoldes (s. Gottfried von Straßburg, *Tristan V.* 15 706ff.).
- 7) Hans Dieter Zimmermann, *Die politische Rede*, Stuttgart 1969, 19; vgl. ebda 50.
- 8) Heinrich Lausberg, *Elemente der literarischen Rhetorik*, München <sup>3</sup>1967, 51.
- 9) Vgl. Harald Weinrich, *Linguistische Bemerkungen zur modernen Lyrik*, in: *Akzente* 15 (1968) 29ff. sowie Johann Knobloch, *Das schöpferische Mißverständnis*, in: *Lingua* 21 (1968) 245f.
- 10) *Gesammelte Werke* 9, Berlin 1955, 460.
- 11) *Thomas Mann, Werke* (s. Anm. 10) 8, 352.

zu können',<sup>12)</sup> daß direkte, indirekte und sogen. „erlebte“ Rede nicht scharf geschieden werden, also es oft schillernd vieldeutig bleibt, ob wir Worte, Meinungen und Empfindungen des Autors oder der Figuren vor uns haben.

Wenden wir uns von dieser gewollten Ungenauigkeit und Mehrdeutigkeit der R e d e zurück zu der Frage, inwieweit denn die deutsche S p r a c h e als Z e i c h e n - S y s t e m Ungenauigkeiten aufweist. Wir wissen alle, daß eine natürliche, in Jahrhunderten der Sprachentwicklung gewachsene Sprache kein streng und konsequent geregeltes, absolut präzises Zeichenmedium ist, und daß sie dies auch nicht sein darf. Denn eine zwar eindeutige, aber starre Zuordnung von Zeichen und Sachen schloße jede sprachliche Anpassungsfähigkeit an wechselnde Lebenssituationen aus, auch jeden Fortschritt im Sinne eines genaueren geistig-sprachlichen Zugriffs auf die komplexe Wirklichkeit, deren vielseitige, übergangreiche und veränderliche Fülle von jeder sprachlichen Klassifikation nur unzureichend erfaßt wird und zu immer erneuter Bestimmung zwingt. Die Sprache ist ja, wie der Romanist Hans-Martin Gauger mit Recht wieder betont hat, keine ‚leer in sich selbst kreisende Kombinatorik‘, sondern ‚ist die F u n k t i o n von etwas, das nicht sie selbst ist, des M e n s c h e n, und sie z i e l t meinend auf etwas, das nicht sie selbst ist, die W e l t‘.<sup>13)</sup> Wenn der Mensch nach dem Urteil der Anthropologen das von Natur nicht eindeutig festgelegte, nicht einseitig spezialisierte und gerade darum anpassungsfähige Wesen ist, so muß dies auch seine Sprache als eigentliche *conditio humana* sein. Ihre Offenheit und Anpassungsfähigkeit bedingt notwendig eine gewisse Unvollkommenheit und Ungenauigkeit der sprachlichen Mittel, die zur Bewältigung vieler und wechselnder Situationen dienen müssen, oft auch zur v o r l ä u f i g e n Bestimmung einer noch nicht exakt durchforschten Erscheinung, zum Vorgriff auch auf erst Geahntes oder Geplantes. Sprache ist ja nicht bloß ein Mittel der Re-Produktion oder Abbildung, sondern auch ein Instrument der Denkhilfe und geistigen ‚Gegenstandskonstitution‘,<sup>14)</sup> Sprungbrett auch des visionären Heraustretens aus der eingeschränkten Existenz. In besonderem Maße gilt das eben Gesagte natürlich von den l e x i k a l i s c h e n Mitteln, vom W o r t - s c h a t z, der erweiterungs- und anpassungsfähig sein muß und darum nicht ganz stabil und exakt sein kann. Zwar ist kaum abzustreiten, daß auch der Wortschatz eine gewisse Festigkeit, Strukturiertheit und Gliederung aufweist, also bis zu einem gewissen Grade sprachzeichenhaft organisiert ist, kein wirrer Haufen ungeordneter Zeichen, aus dem der Sprecher irgend etwas herauspicken

12) Leo Spitzer, *Stilstudien 2*, München 1928, 97; vgl. auch 95f. und Herbert Seidler, *Allgemeine Stilistik*, Göttingen 21963, 311.

13) Die Semantik in der Sprachtheorie der transformationellen Grammatik, in: *Linguistische Berichte 1* (1969) 14.

14) Leo Weisgerber, *Die sprachliche Gestaltung der Welt*, Düsseldorf 31962, 62, 70ff. u.ö.

muß. So zeichnen sich streckenweise, dort vor allem, wo es um die genauere sprachliche Bewältigung der für eine Sprachgemeinschaft lebenswichtigen Sachbereiche geht, wirklich „sprachliche Felder“ oder „lexikalische Paradigmen“ ab, deren Glieder ihre besondere inhaltliche Bestimmung durch das Vorhandensein von Partnerwörtern mit zusätzlichen oder fehlenden semantischen Komponenten erfahren — eine reich differenzierte Ausdrucksskala, die dem reifen, sprachmächtigen Sprecher gleichsam als Klaviatur zur Verfügung steht, dem Hörer andererseits als Bezugssystem zum genauen Verständnis dient, sofern er annähernd die gleiche „Sprachkompetenz“ hat. Die eventuelle Inkongruenz des Sprachbesitzes zwischen einzelnen Sprechern, besonders zwischen Angehörigen verschiedener sozialer Gruppen bewirkt nun freilich nicht selten wieder ungenaues Verstehen eines vom Sprecher präzise Gemeinten. Um mit Leo Spitzer zu sprechen: ‚Unsere Sprache ist kein so „gemeinsames“ Gebilde . . . , sondern jeder einzelne trägt eigene Sprachempfindungen sein Leben lang mit sich herum, . . . Quelle manches Genusses und manches Irrtums‘.<sup>15)</sup> Das ist eine Gefahr nicht nur für Alltagsgespräche, sondern auch für den zunehmenden Bildungsbetrieb und unabsehbar in den Folgen dann, wenn auch noch der Sprecher für sich selbst auf Klarheit der eigenen Denkbilder verzichtet und — aus Effekthascherei — schillernde, inhaltlich besonders ungesicherte Modewörter bevorzugt. Hermann Hesse hat in seinem ‚Glasperlenspiel‘ eindrucksvoll vor der ‚feuilletonistischen Epoche‘ gewarnt, wo nun mit Vorliebe ‚eine Anzahl von intellektuellen Modeworten wie im Würfelbecher durcheinandergeworfen werden und jeder sich freut, wenn er eines von ihnen annähernd wiedererkennt‘.<sup>16)</sup> Den Eltern, Lehrern und Massenmedien fällt hier eine wichtige Rolle und Verantwortung zu, den Prozeß des Hineinwachsens in die sprachlichen Ausdrucks- und Abstufungsmöglichkeiten der gemeinsamen deutschen Hochsprache zu fördern, eine möglichst weitgehende Kongruenz auch der üblichen Zeicheninhalte herbeizuführen, also eine ‚Verschärfung und Stabilisierung des Wortsinnes‘<sup>17)</sup> gemäß der konventionellen Gebrauchsnorm. Freilich bleibt ein gewisses Maß der Unsicherheit in der Handhabung dieser Klaviatur — selbst für wortgewandte Autoren wie Th. Mann, der in seiner wunderschönen Erzählung ‚Herr und Hund‘ u.a. das Revier der gemeinsamen Spaziergänge zu schildern sucht und dabei feststellt: ‚Den größten Teil der Breite nimmt die Zone des *Waldes*, des *Parks*,

15) Spitzer, a.a.O. (s. Anm. 12) 116. Vgl. auch S.J. Hayakawa, *Semantik*, Darmstadt 1967, 76f. Gelegentlich können auch regionale Verschiedenheiten zu Mißverständnissen führen, wenn z.B. *Sessel* — nach österr. Sprachgebrauch — in Opposition zu *Fauteuil*, also für den einfachen Sitz gebraucht wird, und nicht — gemäß der sonstigen Norm — in Opposition zu *Stuhl*. Vgl. Helmut Gipper, *Sessel oder Stuhl?* in: *Sprache — Schlüssel zur Welt*, Düsseldorf 1959 (= Festschrift für Leo Weisgerber) 286.

16) *Glasperlenspiel*, Berlin-Frankfurt/M. 1958, 27.

17) Clara und William Stern, *Die Kindersprache*, Leipzig 41928, 234.

des *Weidichts*, des *Ufergehölzes* ein – ich sehe mich nach einem Namen um für das wunderliche Gelände, der es besser träfe und anschaulicher machte als das Wort *Wald*, und finde das eigentlich rechte doch nicht, wie mir scheint. Von einem *Wald* im üblichen Wortverstande, – so einem Saal mit Moos- und Streugrund und ungefähr gleichstarken Baumsäulen, kann keinesfalls die Rede sein'.<sup>18)</sup> Die konventionellen Sprachzeichen wollen also nicht immer zur mannigfaltigen Wirklichkeit stimmen, erscheinen oft als wenig angemessene und zureichende Bezeichnungen des Gemeinten – in prägnanter Goethescher Formulierung: ‚Durch Worte sprechen wir weder die Gegenstände noch uns selbst völlig aus'.<sup>19)</sup> Nur wo Inhalt und Umfang der Begriffe fachterminologisch exakt definiert und – ein Idealfall – für eine gewisse Dauer allgemeingültig festgelegt sind, scheint eine genauere Verständigung über das jeweils besprochene Phänomen erreichbar, das Aufkommen von Mißverständnissen und Scheinproblemen vermeidbar. ‚Abgesehen von den durch Konvention festgelegten wissenschaftlichen Termini ist die *Unschärfe* praktisch eine Eigenschaft aller Wörter',<sup>20)</sup> wobei keineswegs nur an bequeme Allerweltswörter wie *Zeug* zu denken ist, die uns helfen, nicht ganz Durchschautes global zu bezeichnen. ‚Wenn wir', so erklärt der polnische Philosoph Adam Schaff, ‚auf dem Wege der Konvention die Unschärfe der Wörter vollkommen ausschalten könnten', würden wir ‚unserer Sprache ihren Reichtum nehmen und ihre kommunikative und expressive Funktion in einem solchen Maße einschränken, daß . . . der Kommunikationsprozeß . . . nur noch unter Schwierigkeiten vollzogen werden' könnte.<sup>21)</sup> Der scheinbare Nachteil erweist sich demnach als unentbehrlicher Vorteil – für den Alltagssprecher wie für den literarisch Schaffenden, der – so fordert es geradezu der Österreicher Karl Kraus – auch dort noch ‚Abgründe sehen lehrt, wo Gemeinplätze sind',<sup>22)</sup> und den ‚Vorzug' der deutschen Sprache nutzt, ‚aus allen Zweifeln zu bestehen, die zwischen ihren Wörtern Raum haben'.<sup>23)</sup> Der Nachteil besteht vor allem für den Lexikographen, der – auch im Hinblick auf den Unterricht – versuchen muß, geltende Gebrauchsnormen zu ermitteln, das zu einer bestimmten Zeit Usuelle vom Okkasionellen zu unterscheiden, das Einge-

18) Werke (s. Anm. 10) 9, 576. Das Problem, ob ein Objekt noch als *Wald*, *Berg*, *Stuhl* zu bezeichnen oder als *rot* zu charakterisieren ist, besteht in ähnlicher Weise für den Sprachwissenschaftler, der zu entscheiden hat, ob auf eine zu beschreibende (klassifizierende) sprachliche Einheit der Terminus *Phonem*, *Morphem* oder *Wort* anwendbar ist. Vgl. Jiří V. Neustupný, On the Analysis of linguistic Vagueness, in: Travaux linguistiques de Prague 2 (1966) 39ff. (bes. 43).

19) Goethes Werke, Weimar 1887ff., II. Abt., Naturwiss. Schr. 11, 167.

20) Adam Schaff, Einführung in die Semantik, Frankfurt/M.-Wien 1969, 325.

21) Schaff, a.a.O. (s. Anm. 20) 328. Vgl. auch Friedrich Bollnow, Sprache und Erziehung, Berlin-Köln-Mainz 1966, 143f.

22) In: Über die Sprache, eine Anthologie hg. von Karlheinz Daniels, Bremen 1966, 131.

23) ebda (s. Anm. 22) 130.

bundensein bestimmter Wörter, etwa *Freiheit* oder *Demokratie*, in westliche oder östliche Wertssysteme zu erkennen. Besondere Schwierigkeiten bereiten ihm die sogenannten „Partikeln“ mit ihrem bunten „Funktionsspektrum“, also Wörter wie *denn* oder *doch*. Die ‚formale Invarianz‘ und ‚semantisch-syntaktische Unschärfe‘ solcher Dienstwörter ermöglicht eine mannigfache ‚Variabilität des Sinnwertes und der kommunikativen Geltung‘<sup>24)</sup> im Rahmen der Rede, wie unser tschechoslowakischer Kollege Viliam Schwanzer anschaulich dargetan hat. Natürlich befinden wir uns hier gewissermaßen an der „Peripherie“ des Sprachsystems, in der Grenzzone zwischen „Lexikon“ und „Syntax“. Aber variable Zeicheninhalte und Polysemie finden sich auch sonst im heutigen Deutsch. Wo Mehrdeutigkeit nicht durch Sprechsituation oder zusätzliche Zeichen eingeschränkt oder ausgeschlossen wird, muß diese mangelnde Präzision des Ausdrucks nicht allein nachteilige Folgen haben, sondern kann sogar die Ausdruckskraft eines Wortes ungemein erhöhen. Man vergleiche etwa den Ausruf: *Was für ein Stein!* wirkungsvoller offensichtlich als ein eindeutiges Kompositum wie *Marmorstein* oder *Edelstein*. Ebenso ist eine Frage nach dem Beruf sehr viel effektvoller beantwortet mit *Ich schreibe* als mit *Ich schreibe Leitartikel* oder *Gedichte*. Gerade die Unbestimmtheit solcher mehr andeutenden Rede reizt die Phantasie des Hörers, einen ganzen Fächer märchenhafter Möglichkeiten des Gemeinten oder Mit-Gemeinten zu ergänzen. Der Sprecher kann das Mitaktivieren der zweiten Bedeutung eines ambivalenten Wortes sogar bewußt anstreben. Dies zeigt Th. Manns sprachbewußte Äußerung im ‚Zauberberg‘: ‚es flog so plötzlich mit einer Art von Schrecken, dem ein neugieriges Erschrecken beigemischt war, jener *Schwindel* ihn an, ein *Schwindel* in des Wortes schwankender Doppelbedeutung von Taumel und Betrug‘<sup>25)</sup>; ähnlich in alltagssprachlicher Rede *Gott erhalte ihn, aber möglichst bald!* In der Frühzeit unserer Sprachgeschichte scheint die begriffliche Spannweite der Wörter noch sehr viel größer gewesen zu sein. Alt-hochdeutsch *man* deckt etwa den Anwendungsbereich, den heute *Mensch*, *Mann*, *Dienst-* oder *Kriegsmann* sowie das Indefinitpronomen *man* bestreiten. Engl. *man* hat sich diese Weite bewahrt, ja sie noch vergrößert, insofern es heute auch verbal gebraucht werden kann, im Sinne von *bemannen* oder *sich ermannen*, wie ja auch sonst ökonomischerweise viele neuengl. Wörter nominal und verbal gebraucht werden können. Auch frz. *l'homme* hat die ‚patriarchalische Gleichung „Mann“ = „Mensch“‘<sup>26)</sup> bewahrt. Gerade dadurch erhält Napoleons berühmter Ausspruch, als ihm der sechzig-

24) Sprachelemente in kommunikativer Funktion, in: *Philologica* 17 (Bratislava 1965) 154.

25) Zit. von Wilhelm Wißmann in: *Das Institut für deutsche Sprache und Literatur*, Berlin 1954 (= Veröff. des Instituts Bd. 1) 62.

26) Mario Wandruszka, *Sprachen – vergleichbar und unvergleichlich*, München 1969, 46.

jährige Goethe 1808 zu Erfurt seine Aufwartung machte, eine besondere Tiefe; gleichgültig ob Napoleon gesagt hat: ‚*Vous êtes un homme*‘ oder in Analogie zum *ecce homo* des Römers Pilatus: ‚*Voilà un homme*‘.<sup>27)</sup> Die deutsche Sprache hätte den Sprecher zur Unterscheidung *Mann* oder *Mensch* gezwungen und damit nur eine ärmere Aussage erlaubt. Entsprechend bedauert es H. Hesse, daß ‚sprachliche Gegensätze wie *Schadenfreude* und *Mitleiden*‘ unterscheiden, was er als „Kurgast“ aufs innigste verbunden empfindet.<sup>28)</sup> In vielen anderen Fällen hat sich das neuere Deutsch, wengleich ein relativer Abbau der Polysemie als Tendenz unverkennbar ist, eine ähnliche Spannweite bewahrt. So kann *erklären* im Sinne einer „Explikation“ oder „Deklaration“ verstanden werden, *ein Treffen* sich auf eine friedliche oder kriegerische Begegnung beziehen und *ein großer Mann* einen Herrn von Leibes-, Geistes- oder Seelen-Größe meinen.<sup>29)</sup> Vergleichsweise am mannigfaltigsten sind Erscheinungen der Polysemie bei den sogen. Abstrakta, bei denen, mit Walter Porzig zu sprechen, ‚Vergegenständlichung eines Satzinhaltes‘<sup>30)</sup> vorliegt, also „Nominalisierung“ von Prädikaten: ‚*Höhe* vergegenständlicht nicht nur den Satzinhalt, *daß es hoch ist*, sondern auch den, *wo es hoch ist*, ein *Tanz* ist es nicht nur, *wenn man tanzt*, sondern auch, *was man tanzt*‘.<sup>31)</sup> Entsprechend kann *Besuch* bald *das Besuchen*, bald *die Besucher* meinen, *Bedienung* teils *das Bedienen*, teils *die bedienende Kellnerin*. Es ist für den Sprecher oft sehr nützlich, offen zu lassen, ob er mehr an eine Tätigkeit oder eine Person denkt – ein Vorteil, den übrigens auch der Typus *Jodler* oder *Lacher* bietet. Die sehr häufigen Ableitungen mit *-ung* erlauben es darüber hinaus noch, unbestimmt zu lassen, ob eine Einzelperson oder mehrere gemeint sind, wenn von der *Begleitung einer Dame* gesprochen wird oder von der *Leitung eines Instituts*, schließlich auch, ob *Bekanntmachung* aktivisch als „*das Bekanntmachen*“ oder passivisch – sach- und resultatbezogen – als „*das Bekanntgemachte*“ zu verstehen ist. In einer Zeit, wo zunehmend Maschinen die Funktionen des Menschen übernehmen, verwundert es nicht, daß die Gerätenamen auf *-er* außerordentlich zunehmen. Das Suffix signalisiert lediglich, daß ein Agens tätig ist, läßt aber offen, ob eine Person oder eine Sache agiert. So steht heute der *Plattenspieler* neben dem *Klavierspieler*. Und wenn davon gesprochen wird, daß mehrere *Rechner* oder *Verteiler* gebraucht werden, kann der Hörer nur dem weiteren Zusammenhang entnehmen, ob hier noch Menschen tätig sind. Die Suffixvariante *-ler* ist in dieser Hinsicht etwas eindeutiger;

27) Goethes Werke 10, Hamburg 41966, 545 und 763.

28) Hermann Hesse, Kurgast, Berlin 1939, 21.

29) Über den ‚polysemischen Spielraum‘ der Adjektive vgl. Wandruszka (s. Anm. 26) 55ff.

30) Die Leistung der Abstrakta in der Sprache, in: Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik, hg. von Hugo Moser, Darmstadt 1962, 263.

31) Porzig, a.a.O. (s. Anm. 30) 267.

sie charakterisiert im allgemeinen Personenbezeichnungen und ist auch nicht durch die Homonymie mit dem pluralanzeigenden *-er* belastet. So steht *Häus-ler* eindeutig neben der sachbezogenen Mehrzahlform *Häus-er*. Die personenbezogene *-er*-Bildung hat sich bei *Haus* verständlicherweise nur im Süddeutschen durchsetzen können – als umlautlose Form: *Haus-er*, daneben dort die Femininbildung *Haus-er-in* bzw. *Häus-er-in* für die Haushälterin. Wie *-er* erlaubt auch *-ler* die weiter präzisierende Hinzufügung des Morphems *-in*, wenn ausdrücklich das semantische Merkmal „weiblich“ signalisiert werden soll, man sich also – im Zeitalter der erreichten Emanzipation der Frau – meist nicht mit der allgemeinen Rollenangabe *Zuhörer*, *Wissenschaftler* begnügt. Auch für den Bereich der **W o r t b i l d u n g** gilt also: Man k a n n sprachlich genauer sein, m u ß es aber eigentlich nicht. Es besteht z.B. keinerlei Notwendigkeit, die gelegentlich gebrauchte Femininform *Kätz-in* zu bilden, da wir uns beim Stichwort *Katze* ohnehin alle ein anmutiges weibliches Wesen mit Sammetpfötchen und verborgenen Krallen vorstellen, dessen männliches Gegenstück der *Kater* ist. Und Jakob Grimm hat in seiner Berliner Akademierede von 1847 mit Recht davor gewarnt, etwa Zusammensetzungen wie *Eselsmilch* pedantisch zu *Eselinnenmilch* zu präzisieren.<sup>32)</sup> Entsprechendes gilt auch für die Kompositionstypen mit singularischem oder pluralischem Bestimmungsglied. Es besteht keine Notwendigkeit, sprachübliches *Floh-zirkus* etwa in *Flöhe-zirkus* zu korrigieren, um deutlicher zum Ausdruck zu bringen, daß der Zirkusdirektor in seinem Etablissement mehrere Stars beschäftigt und keine Nachwuchssorgen hat. In der Regel dient ja in der deutschen Substantivkomposition weder die Kategorie des Numerus noch des Kasus zum Ausdruck grammatischer Oppositionen. Mit einiger Berechtigung könnte man höchstens von kombinatorischen oder fakultativen Formvarianten des ersten Kompositionsgliedes sprechen,<sup>33)</sup> die im Bedarfsfalle – etwa aus Gründen fachterminologischer Unterscheidung – informationswichtig werden können. Ich erinnere an die bekannten Gegensatzpaare *Volkskunde*, *Völkerkunde*; *Gottes-* und *Götter-verehrung*; *Partei-* oder *Parteien-staat* sowie auch an das Nebeneinander von *Herz-bildung* und *Herzens-bildung*. Die nicht-medizinischen Komposita bevorzugen hier die längere und rhythmisch schönere Flexionsform des ersten Kompositionsgliedes, wie ja auch sonst sich die poetische Sprache dieser Formvariation gern bedient: *Wald-*, *Waldes-*, *Wälder-dunkel*. Für unser Thema festzuhalten ist gewiß, daß Mehrdeutigkeit durch Zusatz eines Bestimmungsgliedes vermindert werden kann, daß also eine Reduktion der Polysemie durch Komposition erreichbar ist, weil Bedeutungsumfang und inhaltliche Geltung des Grundworts durch das Bestimmungswort offensichtlich eingeschränkt werden. Ebenso gewiß ist aber, daß auch eine noch so

32) Schriften (s. Anm. 1) 330.

33) Vgl. Wolfgang Fleischer, *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*, Leipzig 1969, 113.

umfangreiche Zusammensetzung nicht absolut eindeutig sein kann. Denn die besondere Art der Determination ist formal nicht gekennzeichnet und erkennbar. Ob also *Holz-schuppen* ein Schuppen a u s Holz oder f ü r Holz ist, ob *Kanzler-groll* der Groll eines Kanzlers oder g e g e n einen Kanzler ist, bleibt unausgedrückt und kann nur dem weiteren Zusammenhang entnommen werden, ebenso ob ein *Fahr-schüler* ein auswärts wohnender Schüler ist, der zur Schule fahren muß, oder aber der Absolvent einer *Fahr-schule*. Der Vorteil, durch Komposition, also nominale Verdichtung syntaktischer Gruppen, gleichsam größere Fertigteile zu gewinnen, Flexionssilben und Fügewörter zu ersparen, ist mit einer gewissen Vagheit und Mehrdeutigkeit<sup>34)</sup> erkaufte, die freilich im Alltag meist ohne Schwierigkeit überspielt werden kann. Dies gilt auch für die richtige Gliederung längerer und mehrfacher Zusammensetzungen. Denn daß eine *Mädchenhandelsschule* keine Ausbildungsstätte für den *Mädchenhandel* und die *Bundeseisenbahn* nicht aus *Bundeseisen* ist, wird dem welterfahrenen Hörer alsbald klar. Schlimmstenfalls könnte man bei der weihnachtlichen Information: *Es singt ein Weihnachtsmännerchor* zweifeln, ob sich hier wirklich einige Weihnachtsmänner zum Chorgesang getroffen haben oder ob es vielleicht eher ein Männerchor sei, der Weihnachtslieder singt. Ein Rundfunksprecher, der diese frohe Botschaft ankündigt, wäre freilich zur Entscheidung gezwungen, ob er die erste Silbe von *Weihnachts-* oder von *Männer-* besonders betonen soll, um den Hörer durch Intonation klar zu informieren. Obwohl auch die typischen Präfixkompositionen des Deutschen Schwierigkeiten der Polysemie bereiten, da die Präfixe oft eine erstaunliche Spannweite semantischer und grammatischer Inhalte aufweisen, kommt der Hörer selten dazu, den Sprecher mißzuverstehen. Wirklich schwierige Fälle der Ambivalenz, zu denen etwa das Substantiv *Un-tiefe* gehört (= 1. ‚nicht tiefe Stelle‘ 2. ‚sehr tiefe Stelle‘), sind Ausnahmen, die sich daraus erklären, daß das Wort im Einflußbereich zweier semantischer Nischen des Präfixes steht, im genannten Falle seine inhaltliche Bestimmung vom Typus *Un-ruhe* oder von *Un-menge* erfährt. Zwar kann z.B. *an-* als Verbzusatz u.a. „Beginn“ signalisieren (*an-laufen*) oder auch den „Kontaktbezug“ zu einer Größe (*an-nageln*),<sup>35)</sup> aber ob *an-* in *an-fahren* Beginn oder Kontaktnahme meint, wird dem Hörer unmißverständlich signalisiert: *Er fährt an* (= los) – *Er fährt mich an*. Im letzten Falle bleibt lediglich unklar, ob die Kontaktnahme durch das Auto oder das Mundwerk erfolgt. Im ganzen darf man wohl feststellen, daß die deutschen Verbalpräfixe ein ökonomisches Mittel sind, eine relativ genaue Vorgangsabstufung zu ermöglichen und die Ausdrucksmöglichkeiten außerordentlich zu steigern. Das parallele Auftreten der zahlreichen Präfixoide

34) Vgl. Michael Clyne, Ökonomie, Mehrdeutigkeit und Vagheit bei Komposita in der deutschen Gegenwartssprache, in: *Muttersprache* 78 (1968) 122ff.

35) Vgl. Ingeburg Kühnhold, Zum „System“ der deutschen Verbalpräfixe, Mannheim 1969 (= Duden-Beiträge H.37, Hugo Moser gewidmet) 95.

auch als homonyme freie Morpheme wirkt eher förderlich als störend, ebenso der bei zahlreichen Verben mögliche Doppelbezug auf eine verbale und eine nominale Basis wie im Falle der Präfixbildung *ver-spotten*, die durch *Spott* und *spotten* motiviert und im Sprachsystem gestützt ist. Beide Erscheinungen haben entsprechende Gegenstücke in der Wortbildung des Substantivs und Adjektivs. Daß *grund-* steigernd vor Adjektive und abstrakte Substantive treten kann, also präfixartig Reihen des Typus *Grund-frage* und *grund-anständig* bildet, wird durch das freie Vorkommen des Substantivs *Grund* ebensowenig gestört wie das Auftreten des ebenfalls einsilbigen Substantivs *Werk* auch als homonymes Kollektivsuffix, also *Busch-werk* = *Ge-büsch*. Der allmähliche Ersatz von *Grund* und *Werk* in ihrer eigentlichen Bedeutung durch Wörter wie *Boden* und *Arbeit* mag dies begünstigen. Natürlich sind wie immer Mißverständnisse nicht ausgeschlossen, etwa die irrige Meinung, daß ein *Erz-herzog* immer aus *Erz* sein müsse, was aber den Respekt nur erhöhen würde.

Wenden wir uns nun in aller Kürze den Unvollkommenheiten und Ungenauigkeiten im Bereiche der *F o r m e n l e h r e* und *S y n t a x* zu. Auch hier zeigt es sich, daß die Nachteile nicht selten durch Nutzeffekte aufgewogen werden. Man hat, um einen sehr typischen und vielumstrittenen Fall herauszugreifen, feststellen müssen, daß unser verbales *T e m p u s - S y s t e m* zu einer genaueren zeitlichen Einordnung der geschilderten Prozesse nur sehr unvollkommen dienen kann. Und man hat in der Verzweiflung sogar gemeint, daß das deutsche „Zeitwort“ überhaupt kein „Zeitwort“ sei, d.h. mit der Signalisierung zeitlicher Bezüge und Distanzen überhaupt nichts zu tun habe. Ohne Zweifel hat das Tempus-System nichts mit der sogen. „objektiven“ Zeit zu tun, die durch physikalisch-astronomische Beobachtungen oder mit technischen Hilfsmitteln wie Uhr und Kalender zu messen ist. Um die genaue Ortung eines realen zeitlichen Geschehens geht es gewiß nicht. Was aber zweifellos im Spiele ist, ist die „subjektive“ oder „erlebte“ Zeit, wobei sich vom jeweiligen Sprecher her bestimmt, von welchem *ich*, *hier*, *jetzt* aus eingeordnet wird. Die sogen. „Verzeitung“ ist offensichtlich Einordnung in ein „temporal-personales Koordinatensystem“, abhängig vom subjektiven Standpunkt des Sprechers, seiner Haltung und Perspektive. Das Gewinnen der sprachlich-geistigen Perspektive, die wachsende Fähigkeit der ausdrücklichen Rück- und Vorausschau, das Heraustreten aus der unmittelbar gegebenen aktuellen Situation, in der sich Sprecher und Hörer befinden, oder auch das Einbeziehen der Nicht-Gegenwart, des Erfahrungs- und Erwartungshorizonts in die augenblickliche Sprechsituation, das alles bedeutet einen wesentlichen Fortschritt in der Entwicklung der deutschen Sprache als effektives Zeichensystem und auch jedes einzelnen Sprechers, der in die Abstufungsmöglichkeiten seiner Muttersprache erst allmählich hineinwachsen muß. Der Spielraum, den die deutsche Sprache ihm bei der Handhabung des Tempus-Systems läßt, die Möglichkeit etwa, zwischen präsentischer Aktuell-

Setzung und distanzierender Situierung in einen erzählerisch dargestellten Zeitraum der Vergangenheit zu wechseln, sodann aus klangästhetischen, rhythmischen oder syntaktischen Gründen – etwa einer zweckmäßigen Wortfolge oder ökonomischen Prägnanz – zwischen Perfekt und Präteritum einigermaßen frei wählen zu können, ist für den Sprecher ebenso nützlich und bequem wie andererseits für den Grammatiker, der das ganze Spiel in möglichst einfachen Regeln sauber beschreiben soll, unbequem. Besonders verzweifelt steht es ja mit dem sogen. „Präsens“, das bald zu *a k t u e l l e n*, bald zu *g e n e r e l l e n* und gar zu *f u t u r i s c h e n* und *h i s t o r i s c h e n* Aussagen gebraucht werden kann. Es deswegen rein negativ zu definieren,<sup>36)</sup> scheint weder nötig noch angemessen. Der Sprecher will ja offenbar das ausgesagte Geschehen oder Sein nicht schon durch die Verbform in seiner zeitlichen Geltung einschränken, sondern es einfach als „aktuell“ oder „geltend“ setzen – eben als „Gegenwart“, d.h. das Entgegen- oder Zugewandte, mit dem zu rechnen ist.<sup>37)</sup> Das sogen. „historische“ Präsens dient offensichtlich als wirkungsvolles Mittel der Veranschaulichung (lat. *re-praesentatio* ‚Vergegenwärtigung‘) und ist als stilistische Variante des Präteritums zu werten, wobei Vergangenes gemeint wird, doch der Abstand gegenüber der Sprechsituation unausgedrückt bleibt, wie umgekehrt auch das „futurische“ Präsens des Verbs – im Gegensatz zur *werden*-Umschreibung – keinen Abstand signalisiert. Im übrigen führt es zu keinerlei Klärung, hier logisch bohrend zu fragen, wie weit sich Akt-, Betracht- oder Sprechzeit decken oder welche Zeitintervalle anzunehmen sind. Wo es darauf ankommt, kann der Sprecher ja nach Belieben und Bedarf genauere Zeitbestimmungen hinzufügen oder durch die Wahl einer anderen Tempusform zusätzliche Merkmale einführen, etwa: *damals* (also nicht mehr) aktuell, als „Faktum“ aktuell (vollzogen) oder *demnächst* (also noch nicht) aktuell. Die umstrittene Ungenauigkeit des „Präsens“ erweist sich jedenfalls als außerordentlich praktisch und bringt auch den Hörer oder Leser keinesfalls in Schwierigkeiten. Daß Feststellungen wie *Fritz raucht* oder *spielt Klavier* zugleich eine Aussage über praktizierte Gewohnheiten sein können, mit denen jederzeit zu rechnen ist, führt kaum zu Mißverständnissen, es erhöht höchstens den Aufschlußwert des Prädikats für das charakterisierte Subjekt, wie es andererseits ja auch sehr schön ist, daß die Seinsbestimmung *Herr X. ist ein tüchtiger Mitarbeiter* nicht nur punktuelle Geltung für die Dauer des Sprechens hat. Ich muß es mir hier versagen, auf die *m o d a l e n* Differenzierungsmöglichkeiten näher einzugehen, die

36) „Das Präsens antwortet auf die Frage, ob das Tun im Zeitpunkt des Sprechens abgeschlossen sei, mit Nein . . . , ob es schon begonnen habe, antwortet es weder mit Ja noch mit Nein . . . keine Information“ Hermann Gelhaus, *Zum Tempussystem der deutschen Hochsprache*, in: *Wirkendes Wort* 16 (1966) 227; ebenso in: *Beiheft zum Wirkenden Wort* Nr. 20 (1969) 18.

37) Vgl. Johannes Erben, *Deutsche Grammatik*, Frankfurt/M.-Hamburg 1968 (= Fischer-Bücherei 904) 56.

mit den temporalen eng zusammenhängen. Hinzuweisen ist aber doch auf das scheinbar mangelhafte Paradigma der Konjunktivformen,<sup>38)</sup> die gemeinhin nur für die 3.Pers.sing. eine eindeutige Gegenform zum Indikativ aufweisen. Und auch diese ist in ihrer Geltung keineswegs eindeutig. Referierende Behauptung, subjektive Annahme und Postulat können sich derselben Verbform bedienen; besonders deutlich im klassischen Beispielfall der mathematischen Aufgabestellung: *A sei ein Punkt auf einer Geraden x* oder bei Frischs Buchtitel: *Mein Name sei Gantenbein*.<sup>39)</sup> Die Ambivalenz scheint jedoch eher ein Vorteil als ein Nachteil zu sein, ebenso wie es auch der nhd. Ausbreitung der adhortativen Fügung mit *lassen* (Typus: *Laßt uns gehen!*) nur förderlich war, daß die Doppelbedeutung ‚veranlassen‘ und ‚zulassen‘ mitschwingt – wie Jakob Grimm treffend sagt, ‚sichtbar eine Höflichkeitsformel, welche die Entscheidung aus der Hand des Auffordernden in die des Aufgeforderten zu spielen scheint: *sinite, ut eamus!*‘<sup>40)</sup> Ähnliches gilt für modale Infinitive des passivischen Typus *Die Tür ist zu öffnen*, wobei nicht eindeutig signalisiert wird, ‚ob die Modalität des Müssens/Sollens oder die des Könnens gemeint ist‘.<sup>41)</sup> Gerade das macht diese Fügung den eindeutigen Satzungen *Die Tür muß/soll geöffnet werden* oder *Die Tür kann geöffnet werden* überlegen und für die höfliche Sprache der Administration besonders geeignet: *Für den Kostennachweis ist ein Vordruck nach dem Muster der Anlage 1 zu benutzen*, d.h. man kann ihn benutzen und soll ihn daher auch benutzen. Die imperativische Verwendung des Infinitivs erreicht durch die Ersparung der flexivischen und pronominalen Personenzeichnung sowie des Hilfsverbs eine ähnliche Wirkung. Jeder, der etwa eine Aufforderung wie *Gehen! Sprechen!* hört oder liest, kann und soll sie auf sich beziehen und befolgen. Wie auch sonst kann der Sprecher unerwünschte Indifferenz im Bedarfsfalle leicht beseitigen. Übrigens weisen auch die sogen. Modalverben z.T. einen Doppelsinn auf, *können* z.B. den des „Imstandeseins“ und der „Erlaubnis“, beides schwingt mit, als der hofrätliche Chefarzt des Zauberbergs dem bestürzten Hans Castorp nach flüchtiger Untersuchung erklärt: *„Sie können reisen“*.<sup>42)</sup> Hübsche Beispiele für erwünschte Ungenauigkeit modaler

38) Für diese gilt die grundsätzliche Feststellung von Ludwik Zabrocki in besonderem Maße: ‚Die Sprache ist mehr oder weniger ökonomisch aufgebaut. Sie besteht im allgemeinen aus defektiven Teilsystemen, die als Ganzes genommen ein nichtdefektives System bilden und so die Verständigung ermöglichen‘ Signalebene und grammatische Informationen, in: *Mélanges pour Jean Fourquet*, München-Paris 1969, 371.

39) Vgl. Johannes Erben, *Zur Frage des Konjunktivs*, in: *Zeitschrift für deutsche Sprache* 22 (1966) 130.

40) *Deutsche Grammatik* 4 (Gütersloh 1898) 95. Weiteres: Johannes Erben, *Laßt uns feiern / Wir wollen feiern!* in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 82 (Halle 1961, Sonderband für Elisabeth Karg-Gasterstädt) 464ff.

41) Klaus Brinker, *Zur Funktion der Fügung sein + zu + Infinitiv in der deutschen Gegenwartssprache*, Mannheim 1969 (= *Duden-Beiträge*, H. 37) 23; vgl. auch 32.

42) Thomas Mann, *Werke* (s. Anm. 10) 2, 592.

Aussageformen finden sich natürlich im Wetterbericht. Rainer Rath hat hier auf die Vorliebe für *v e r b l o s e* Setzungen hingewiesen: ‚*Auch nachts wieder milder*‘ und erklärt: ‚Der Indikativ vermittelte eine zu „wirkliche“, der Konjunktiv eine zu „unwirkliche“ Aussage‘<sup>43)</sup> – mit anderen Worten: ein Ausweichen vor der klaren Zuweisung des ausgesagten Vorgangs zur Welt des Faktischen oder des Hypothetischen. Den Gewißheitsgrad der „Wetteraussichten“ zu beurteilen, überläßt man dem Optimismus der Hörer. Daß auch die *i n f i n i t e n*, nicht eindeutig festgelegten Verbformen, *I n f i n i t i v* sowie *P a r t i z i p I* und *II*, sich als außerordentlich nützlich erweisen, nicht zuletzt wegen der Zwischenstellung zwischen Verb und Nomen, brauche ich nicht umständlich auszuführen. Auch hier erhöht die scheinbare Ungenauigkeit die Ausdrucksmöglichkeiten des Sprechers. Beim Substantiv ist auf den vielfältigen Gebrauch des *N o m i n a t i v s* zu verweisen, der nicht nur die zusätzliche Rolle des untergegangenen Vokativs übernommen hat, sondern auch als allgemeiner ‚Nenn- oder Null-Fall‘<sup>44)</sup> in syntaktisch gelösten Nennungen dient und ersatzweise sogar für andere Kasusformen eintreten kann. Ebenso gestatten die unflektierten, *i n f i n i t e n* Formen des *A d j e k t i v s* eine erweiterte Anwendungsmöglichkeit, nämlich prädikativen und adverbialen Gebrauch, und damit eine mehrfache Bezugsmöglichkeit auf Subjekt, Objekt oder finites Verb. Es ist offenbar nicht selten nützlich, in der Schwebe zu lassen, ob mehr die Art einer Person (Sache) oder einer Aktion charakterisiert wird, wie etwa in: *Sie spricht ruhig. Er antwortet sicher* oder dichtersprachlich, bei Georg Trakl: *Alte Plätze sonnig schweigen. Silbern flimmern müde Lider*. ‚Übersetzt man solche Adjektive ins Englische, Französische, Lateinische, so muß man‘, wie Walter Weiss in seinem Mannheimer Vortrag treffend festgestellt hat, ‚sich oft für eine der Beziehungen entscheiden und den Reiz der Doppelbeziehung aufgeben‘.<sup>45)</sup> Vielleicht hat auch dieser Faktor mitgewirkt, daß die nhd. Hochsprache die eindeutige strukturelle Kennzeichnung des adverbialen Beiworts und die Flexion des – auf ein Subjekt oder Objekt mit verschiedenem Genus oder Numerus beziehbaren – prädikativen Beiworts aufgegeben hat. Klar ausgeprägt geblieben sind hingegen die komparativischen und superlativischen Steigerungsformen. Sie erlauben offensichtlich dem Sprecher, es mit einer groben Ungleichsetzung vergleichener Größen bewenden zu lassen. Natürlich kann die vergleichende Einstufung präzisiert werden, durch Gradadverbien oder näher bestimmende Kompositionsglieder: *hart, härter, sehr hart, stein-hart*. Es wird aber gerade an den Adjektiven deutlich, daß der Sprecher – aus objektiven und subjektiven Gründen – nur

43) Zur Syntax des Wetterberichtes, Mannheim 1968 (= Duden-Beiträge H. 33) 20.

44) Moritz Regula, Kurzgefaßte erklärende Satzkunde des Neuhochdeutschen, Bern-München 1968, 133.

45) Dichtung und Grammatik, in: Satz und Wort im heutigen Deutsch, Düsseldorf 1967 (= Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1965/66) 250f.

eine sehr ungenaue sprachliche Stufung der Qualitäten und Quantitäten ausdrückt. Was *hart* oder *weich*, *groß* oder *klein*, *schwer* oder *leicht*, *schnell* oder *langsam*, *gut* oder *schlecht* ist, bestimmt sich je nach den Gegebenheiten und geltenden Maßstäben,<sup>46)</sup> wobei die Meinungen von Sprecher und Hörer auseinander gehen können – etwa, ob das bestellte *weiche Ei* wirklich noch als *weich* oder das Hotelzimmer als *ruhig* oder *verhältnismäßig ruhig* zu bezeichnen ist. Die Notwendigkeit und Unvermeidbarkeit ungefährer Charakterisierung und des Ausdrucks von Annäherungswerten geht im übrigen hervor aus typischen Adjektivbildungen wie *bläu-lich*, *wachs-artig*, *metall-ähnlich*, *herz-förmig*. Die genaueste und eindeutigste Formenreihe im Zeichensystem der deutschen Sprache scheinen die *Zahlwörter* zu sein. Doch ist nicht zu übersehen, daß ihr genauer Wert durch ein warnendes Zusatzsignal wie *an die*, *etwa*, *rund*, *ungefähr*, *zirka* außer Kraft gesetzt werden kann, und daß an die Zahlwörter die stattliche Reihe der *indefiniten* Behelfszeichen anschließt: *einige*, *ein paar*, *etliche*, *manche*, *viele*, *alle* u.ä.<sup>47)</sup> Erkönigs Versprechung *Manch bunte Blumen sind an dem Strand; meine Mutter hat manch gülden Gewand*<sup>48)</sup> wird gerade durch das ungenaue Zahlzeichen *manch* sehr viel lockender. Aus den Paradigmen der *Pronomina* und Pronominaladverbien ließe sich für unsere Frage nach Nutzen und Nachteil der Ungenauigkeit noch eine Fülle interessanter Erscheinungen vorführen.<sup>49)</sup> Herausgehoben sei vor allem das ungenaue *Sie* der höflichen Anrede – mehrdeutig nicht nur wegen des Gleichklangs mit dem pluralischen Pronomen der 3. Person und der singularischen Femininform,<sup>50)</sup> sondern auch deshalb, weil das – nominativisch wie akkusativisch verwendbare – Anredepronomen *Sie* sich auf eine einzelne Person oder mehrere beziehen kann. Gerade dies aber scheint wieder ein Vorteil zu sein, der dem Sprecher nicht nur einen eventuellen Wechsel der Anredeform erspart, sondern u.a. auch erlaubt, eine Gruppe anzusprechen und eine Einzelperson dabei besonders ins Auge zu fassen. Im Bedarfsfalle ist auch hier Präzisierung möglich durch Fügen-

46) Vgl. Anton Marty, *Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie* 1 (Halle 1908) 129, 528 und 531.

47) Vgl. Johannes Erben, *Abriß der deutschen Grammatik*, Berlin-München 91966, 201f. (§ 230).

48) In: *Echtermeyer, Deutsche Gedichte*, Düsseldorf 1966, 204.

49) Anmerkungswiese erwähne ich das „inklusive“ *wir*, das Sprecher und Hörer zu einer Gemeinschaft verbindet, und andererseits das „exklusive“ *wir*, mit dem der Sprecher sich seinem Publikum ‚als Beauftragter einer Gruppe vorstellt‘, s. Hennig Brinkmann, *Der Satz und die Rede*, in: *Wirkendes Wort* 16 (1966) 387. Daß *wir* zuweilen höchst unklar und vieldeutig bleibt, betont auch Hans Dieter Zimmermann, a.a.O. (s. Anm. 7) 30f. und 33ff.

50) Daher kann Curt Goetz seinen Dr. med. Prätorius zur kleinen Jacky scherzend sagen lassen: „*Und wenn Sie morgen Ihre Suppe wieder nicht essen, dann fresse ich Sie.*“ Jacky: „*Dir wird sie auch nicht schmecken.*“ Prätorius: „*Nicht die Suppe fresse ich – dich!*“ Rostock 1954, 70.

gen wie *Sie alle* oder *Sie als Germanist* bzw. *Germanisten*. Bei vertraulicher Anrede ist ja ohnehin die klare Numerus-Unterscheidung *du - ihr* gegeben, worauf z.B. das Englische und Niederländische ökonomischerweise verzichtet haben. Im übrigen kann besonders das zuordnende Pronomen *sein* und *ihr* zu Mehrdeutigkeiten führen. Sätze wie *Sie kennt ihren Wert. Er hat sein Buch verschenkt* könnten Zweifel aufkommen lassen, ob sich das Possessivpronomen jeweils auf das Subjekt desselben Satzes zurückbezieht – eine Ambivalenz, die z.B. das Dänische mit seiner klaren Formunterscheidung ausschließt, die aber auch im Deutschen vermeidbar wäre durch eventuellen Zusatz von *eigen* oder durch Nutzung der eindeutig verweisenden Demonstrativa *dessen/deren*: *Sie kennt ihren eigenen Wert* oder aber *deren Wert*. Auf solche etwas pedantisch anmutende Vereindeutigung kann freilich meist verzichtet werden, zumal die doppelte Interpretationsmöglichkeit zuweilen eher vorteilhaft als nachteilig und irreführend ist; man vgl. etwa *Er hat ihn trotz seiner politischen Einstellung geschätzt*. Ähnliches gilt für die Doppelfunktion von *der, die, das* als demonstrativer Größenhinweis und artikelhafte Bestimmtheitspartikel, die individualisieren oder generalisieren kann, also dem aktuellen und generellen Präsens des Verbs vergleichbar ist. Betonung oder Zusatzsignale können, falls gewünscht, Eindeutigkeit bewirken: *Das Buch ist wirklich ein unentbehrliches Hilfsmittel* oder *Das Buch da . . .*, wenn man nicht auf *dieses* ausweichen will, um die Optik auf die Wirklichkeit schärfer einzustellen. Erlauben Sie mir zum Schluß noch einen Blick auf die **P r ä p o s i t i o n e n** und **K o n j u n k t i o n e n**. Aus dem reichen Bestand der deutschen Fügewörter lassen sich nicht wenige nennen, die nicht nur polyfunktional, sondern auch – in gleicher syntaktischer Konstruktion – mehrdeutig sind. Z.B. bietet die Präp. *bei* oder die Konj. *wenn* dem Sprecher die Möglichkeit, es unentschieden zu lassen, ob seine Aussage rein temporal oder konditional gemeint ist: *Bei schönem Wetter / Wenn das Wetter schön ist, machen wir einen Ausflug*. Zur eindeutigen Formulierung könnten *sobald* oder *falls* gewählt werden. Ähnlich vereinigt *während* Zeitbezug und Gegensatz der Aussage, *wohingegen* wäre die eindeutige Partikel. Am vieldeutigsten sind wohl die Aussagen mit *daß*.<sup>51)</sup> Dieses ursprüngliche Demonstrativpronomen ist zum reinen Struktursymbol der Unterordnung und Einbettung eines abhängigen Satzes geworden, der – je nach Kontext – bald aussagenden, befehlenden, begründenden Charakter haben kann. Ohne durch einen langatmigen Beispiel-fächer ermüden zu wollen, veranschauliche ich das Gemeinte durch ein Dialog-Zitat aus Th. Manns schönem Josephsroman, wo die Zweideutigkeit der Aussage zur klärenden Gegenfrage reizt: „*Gott heiligte ihn (den Brunnen)*“, *antwort-*

51) Vgl. Gertraud Müller und Theodor Frings, *Die Entstehung der deutschen daß-Sätze*, Berlin 1959 (= SB der Sachs. Akademie der Wiss., Phil.-Hist. Kl. Bd. 103, H. 6) sowie Walter Flämig, *Untersuchungen zum Finalsatz im Deutschen*, Berlin 1964 (= SB der deutschen Akademie der Wiss. zu Berlin, Kl. für Sprachen, Literatur und Kunst, Jg. 1964, Nr. 5).

tete Joseph, „indem er ein Auge auf ihn hatte und mich nicht darin verderben ließ, sondern euch des Weges vorübersandte, daß ihr mich errettet.“ „Sodaß?“ fragte der Kaufmann. „Oder aufdaß?“ „Sodaß und aufdaß“, versetzte Joseph. „Beides, und wie man es nimmt“<sup>52)</sup> – ein Musterfall also erwünschter Ambivalenz, die bei der Wahl von *sodaß*, *auf daß* oder dem eindeutig finalen *damit* verloren gegangen wäre. Von vergleichbarer Vieldeutigkeit ist schließlich das unentbehrliche Wörtchen *und*,<sup>53)</sup> das sprachliche Zeichen verschiedener Klasse und auch Zeichenketten über die Satzgrenze hinausgreifend verbindet – in wenig eindeutiger Zuordnung, gerade darum unentbehrlich: vom biblischen Text *Und Gott sah, daß es gut war* bis hin zu Heinrich Bölls Buchtitel *Und sagte kein einziges Wort*. So ist es also gerade die – zuweilen unterschätzte – Unvollkommenheit der Sprache, die sie umso vollkommener wirken läßt.

52) Werke (s. Anm. 10) 4, 14.

53) Vgl. Gerhard Schubert, Über das Wort „und“, in: *Wirkendes Wort, Sammelband 1* (Sprachwissenschaft, Düsseldorf 21966) 166ff. sowie Hennig Brinkmann, Die Syntax der Rede, in: *Jahrbuch* (s. Anm. 45) 84f.